

Einar Schleef: Tagebuch 1953–1963

Am 17. Januar 1944 in Sangerhausen nahe des Kyffhäuser geboren, sollte sich das Multitalent Einar Schleef (Maler, Bühnenbildner, Schauspieler, Regisseur, Fotograf, Schriftsteller) zu einem der umstrittensten und polarisierendsten deutschsprachigen Theaterregisseure des ausgehenden 20. Jahrhunderts entwickeln. Seine mitunter mit dem Adjektiv brachial titulierten Inszenierungen verlangten Schauspielern und Zuschauern eine Menge ab, wurden von der Kritik gleichzeitig über alles gelobt und gnadenlos verdammt. In seinen letzten Jahren wandte sich Schleef immer mehr der Schriftstellerei zu, auch hier seiner Kompromisslosigkeit treu bleibend. Fast immer waren es monumentale Entwürfe, sei es der zweibändige Roman „Gertrud“ über das Leben seiner Mutter, sei es der Großessay „Droge Faust Parsifal“. Sein letztes Großprojekt, die auf fünf Bände angelegte Veröffentlichung seiner „Tagebücher“, konnte er selbst nicht mehr fertig stellen. Er starb am 21. Juli 2001 an Herzversagen. Der Suhrkamp Verlag hat es nach seinem Tode unternommen, die hinterlassenen verstreuten Dokumente in einer Edition „im Geiste Einar Schleefs“ zusammenzustellen. Edgar Illert hat den nun erschienenen ersten Band gelesen.

Die Fragen, die sich sofort nach der Lektüre aufdrängen, sind diese: Soll man die Tagebücher Einar Schleefs einer Hörergemeinde überhaupt vorstellen, geschweige denn empfehlen? Und wenn ja, wie?

Das Lesen der Schilderung der zehn Sangerhausener Jahre des Autors (von 1953 bis 1963) ist nämlich harte Arbeit. Da gibt es vor allem zu Beginn in der Schilderung des 17. Juni 1953 in der Provinz mehrere Fassungen, die sich mitunter nur in winzigen Nuancen unterscheiden, teils zeitnah, teils in späterer Reflexion und Überarbeitung. Dies ist wohl zum größten Teil der in Hinblick auf den Editionsplan unklaren Quellenlage geschuldet, hat Schleef doch mehrere Dokumente hinterlassen, teils als Notizen, teils als elektronische Dateien auf PC als auch auf Laptop. So konnte nicht immer die „Fassung letzter Hand“ ermittelt werden, und da ließ man halt mehrere Fassungen nebeneinander stehen, wie die Herausgeber in der editorischen Nachbemerkung zugeben müssen.

Zum anderen ist ein weiterer „schwerer Brocken“ die Sprache Schleefs. Weit entfernt von der Geschwätzigkeit so manch anderer Tagebücher könnte man sie fast als frugal bezeichnen, von einer zeitweisen spontanen und eruptiven Kargheit, die alles andere als eingängig daherkommt.

Und schließlich gibt es für den Leser auch noch inhaltliche Schwerstarbeit zu leisten, stehen doch neben biographischem Bericht und persönlichen Reflexionen kommentarlos Stundenpläne und Schulstoff-Erläuterungen. Fast ist man versucht, noch nach Einkaufszetteln zu suchen.

Dass sich die Mühen der Lektüre dennoch lohnen, liegt an der Person, um die es hier geht, an Einar Schleef selbst. Schildert dieser doch nicht mehr und nicht weniger als die Geschichte eines Außenseiters in der deutschen Pro-

vinz, exemplarisch erhöht zu einer Leidensgeschichte des Genies an der Gesellschaft. Mag Schleef auch mitunter die Stilisierung übertreiben, sich in seine „Opferrolle“ hineinsteigern, so kommt es darauf letztendlich doch gar nicht an. Wichtig ist, dass hier einer aufgrund seines Andersseins an seiner Umwelt leidet, im Laufe seiner Sozialisation ein sensibles Instrumentarium entwickelt, das ihn seine eigene Außenseiterstellung nur umso schmerzlicher erleben lässt. Was bleibt, ist die „Flucht“ in die Kunst, zunächst in die Malerei, später dann ins Theater und die Literatur.

Einar Schleef ist ein früh Stigmatisierter. Er durchlebt so etwas wie den Gegenentwurf zu einer glücklichen Kindheit. Von seinem brutalen Vater regelmäßig geschlagen, wird er sich zeitlebens mit der Person seiner Mutter auseinander setzen, die ihm so etwas wie Asyl oder Rückhalt auch nicht zu geben vermocht hat. Durch einen Sprachfehler (er stottert) auch in der Schule isoliert, versucht er, diesen Handicaps durch besonders gute Noten zu begegnen. Das scheint auch anfangs zu gelingen, bis er 1960 aus einem fahrenden Zug stürzt und sich so schwer verletzt, dass er fast ein Jahr in einer Klinik verbringen muss. Die Amputation seines Armes scheitert an der verweigerten Zustimmung seiner Mutter, und mit Mühe überlebt Schleef diese Todesklinik, die der Großteil ihrer Patienten nicht lebend verlässt. Man muss kein Psychologe sein, um zu schließen, dass so etwas Spuren hinterlässt.

Die schulischen Leistungen rutschen danach ins Mittelmaß ab, Einar Schleef wendet sich intensiv der Malerei zu, wie aus den Tagebuchaufzeichnungen zu ersehen ist. Doch auch sein dramatisches Talent bricht sich schon Bahn. Vom „proletarischen“ Kasperltheater führt sein Weg hin zum „bürgerlichen“ Marionettentheater, um viele Jahre später im „richtigen“ Theater zu enden. Und auch das Kino nimmt einen immer wichtigeren Teil seiner Freizeit ein. Man könnte, salopp formuliert, sagen, dass von nun an die beiden B.B.s (Bert Brecht und Brigitte Bardot) für sein Leben bestimmend werden.

Mitunter kommt es einem so vor, als ob Einar Schleef dem Leser suggerieren will, wie wichtig Verletztheit und Verletzlichkeit für eine Künstlerbiographie sind. Wer die gut 400 eng bedruckten, mit einigen Skizzen Schleefs aufgelockerten Seiten des ersten Bandes seiner Tagebücher hinter sich hat, kann erahnen, dass der Autor sich seiner Verletzlichkeit immer wieder gestellt hat, dass er aber auch immer wieder verletzt wurde. Einar Schleefs Herz hielt dies ganze 57 Jahre aus.

Einar Schleef: Tagebuch 1953–1963. Sangerhausen. Herausgegeben von Winfried Menninhaus, Wolfgang Rath und Johannes Windrich. 416 Seiten. Frankfurt am Main 2004. Suhrkamp Verlag. € 30,–